

Nr. 25. Bromberg, den 1. Februar. 1934

Hein  Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

(19. Fortsetzung.) ———

„Wie gefällt Euch Herrn Svendsons Dienst, Wessel?" Der nagte an den Lippen, er wußte nicht, ob der andere ihn warnen oder fangen wollte. „Es ist fremder Herren Dienst", sagte er abwehrend, ein wenig bohrend.

„War auch einst in fremdem Dienst!" Hoyers Antlitz war gleichmütig gastfrei, es war, als wüßte er durchaus nichts mehr von jener Bitterkeit, mit der sie einander verfolgt hatten. „Fremder Dienst bringt zwiespältig Amt, ist das eigene Land in Not!"

Um Wessels Stirn fuhr ein feuerroter Reif.

„Wer sagt mir das?"

„Einer, der Euch singen hörte."

„Einer, der mich aus den Toren trieb."

„Einer, der seiner Stadt diente."

Der seltsame Zwang in Hein Hoyers Art, ihn wechselnd als Herrn und als Schelm zu behandeln, betäubte Wessel. „Es ist Friede, was geht's Euch an, wem ich diene?"

„Es ist schwül, seht die Blätter zittern."

„Meine Stadt rief mich nicht."

„Wenn sie Euch heute aufböte?" Sie schwiegen, ihre Augen suchten sich bis ins Innerste. Herr Stdenborg spielte vom freien Hisko, der übers Meer fuhr.

„Kennt Ihr das Lied," fragte Hoyer gleichgültig.

„Ich kenn's wohl!"

„Ihr singt heute für Svendson!"

„Diente lieber den Meinen!"

Hoyer nickte leise, fast glücklich. „Vielleicht will die Stadt, daß Ihr in dieser Stunde reitet?"

„Zu dieser Stunde?" entfuhr es Wessel ratlos.

„Ihr sollt heimlich reiten!" Eine fiebernde Verschlagenheit blitzte dem Hauptmann aus den Augen. „Ihr sollt ein Meisterstück reiten, wollt Ihr?"

Wessel schloß einen Augenblick die Lider; Auflehnung und wirre Freude kreisten darunter. „Ich will's!" antwortete er leise.

„Ich geb Euch eine Vollmacht, noch ehe wir hier aufbrechen. Damit holt Ihr mir fünf Zehner Reisige und führt sie mir nach, so rasch Ihr irgend könnt. Ich hab einen bedeckten Ritt vor, habe ich diese zu ihrer Höge geführt!" Hoyer hatte leise, fast freundlich gesprochen. Ihre Blicke grüßten einander. —

Das Licht steckte der von Jylland rote Kämme ins Haar. Der Hauptmann war um sie, daß es eine Lust war, und als voll Ungemach der Diener sich verlaufen hatte, half er ihr ritterlich in den Bügel und bestellte einen neuen Knecht für das Packpferd. Fröhlich ritt der Hamburger Rat vom Dörflein Eppendorf in die grünroten Auen des Alstertals. Hein Hoyer lachte; ein Brieflein knisterte in seinem Wams.

Svendson drängte sich schmunzelnd heran. „Die Niederländer sind gestern verteufelt zu Keller gegangen?"

„Ja," antwortete Hoyer kurz.

„Sagt, ob Ihr morgen abend zu mir kommt? Ich will die Mynheeren dänisch trinken lehren."

„Ich dank Euch, ich weiß noch nicht!"

Sie holten Frau Karin ein und nahmen sie in ihre Mitte. „Sagt mir, Herr Hoyer, wie habt Ihr die Nacht verbracht?"

„Ich trank wie ein Bär!"

Sie legte schelmisch den Kopf in den Nacken und suchte vertraut zu tun. Aber der andere lachte in die Ferne.

„Ich war behutsamer als Ihr", rühmte der Däne.

„Mit dem Lauenburger?" fragte Hoyer zischend.

„Solang ich's vermochte!" beschied ihn Svendson harmlos. „Dann lösten mich Mecklenburger ab, und ich trug mich fürsorglich heim."

„Euer Glück, Herr Svendson!" lachte Hoyer, reckte sich und dachte an den dunklen Boten, der ihm den Brief gebracht hatte.

Hein Hoyer summte leise, Frau Karin lächelte.

Frau Karin war schön, aber noch tausendmal schöner war die, welche des Hauptmanns Herz erfüllte.

Seine Gedanken gingen Wessel nach, der zur Stadt ritt. Geläng's, den Lauenburger zu fassen, vielleicht trieb's Mut in die faulen Köpfe der Hamburger? Wenn's leerer Schall gewesen war, ei, hatte dann nicht ein Jüngferlein sich um sein Leben gesorgt? Hein Hoyer lachte und möchte es fangen und schrecken, aber seine Worte glitten höflich zu Frau Karin; die sprach von Italien und fand Hamburg schöner, sie erwähnte Schweden und fand, daß sie junge Toren gewesen waren und daß erst jetzt der Verstand begänne. Frau Karin lächelte im Schutz des Vetters und Herr Svendson schmunzelte. Das Packpferd hustete und stolperte verdrossen, aber der Weg glänzte unter der Morgensonne und die Alster lachte über die lustige Höge, bis sie voll kleiner blauer Rillen stand.

Frau Karin schaute plötzlich hart in Hein Hoyers Gesicht. Es war, als hätte er gemurrt zu einem verliebten Wort, das sie fand. Sie wechselte argwöhnisch ihr Werben, versuchte ihn zu plagen und zu erproben. Aber niemand erkannte Hein Hoyer heute.

Eine braune Kate nahte und dann ein Dorf. Als sie hineinritten, dröhnten Trommeln und Hörner aus dem roten Frieden der Dächer. „Das ist der Lauenburger nicht", dachte Hein Hoyer und preschte voran. Ein junger behender Hauptmann hatte sein Fähnlein auf den Markt gepflanzt, Hoyer fragte ihn aus.

„Heute früh kam Nachricht von Kiel", sagte der andere und sah streng den Hamburger Festzug an, „kam Nachricht, daß der König über die Grenze brach".

Herr Svendson eilte hinzu, sein Gesicht war etwas fahl geworden. „Dänische Reiter stehen vor Tondern", fuhr der Holsteiner fort.

Esturny kam und grüßte freundlich. „Ein sauberes Fähnlein!" lobte er. Der Angeredete nickt höflich, ein wenig hoffnungslos.

„Ich wünsch Euch Glück!" sagte Svendson ritterlich, hob die Kappe und drängte weiter.

„Ich wünsch Euch Erfolg!" fügte der Niederländer derb hinzu und klopfte dem Hauptmann auf die Schulter.

Der junge Holsteiner dankte einsilbig. Hein Hoyer zögerte. „Wann hörtet Ihr davon?"

„Heute früh kam ein Bote. — Wird die Hansa helfen?" Sein Auge huschte über den krummen Nacken, er erblaßte. „Wer seid Ihr?" fragte er.

Und als der andere nicht antwortete: „Ich bin Klaas Poggwisch, der letzte Poggwisch. Wer seid Ihr?"

Aber Hein Hoyer ritt grüßend weiter.

Der Zug hielt vor dem Hof Mellenburg; Hein Hoyer sprang ab und half Karin Jylland vom Sattel. Ihre Finger bebten in seiner Faust leise wie gefangene Vögel. Dann verstrickten sich ihre Finger miteinander, sie glitt schmiegsam an seinen Armen herab. Ein Duft von Ambra und Rosen blieb, Hoyer sog ihn düsterfroh in sich hinein. Würde bald Leder und Eisen werden!

Wenn die Hamburger Höge haben, da wird aufgetischt!

Der Wein lief durch die Gaumen, das Bier schäumte und die Frauen lachten ausgelassen, aber die Männer spreizten sich feierlich, wie sich's geziemt.

Hein Hoyer saß der Tafel zu Haupt; Frau Karins Worte schwirrten bunt über den Tisch, sie war wieder ausgelassen wie ein Mädchen. Der Waffenlärm hatte einen Augenblick ihre Hoffnungen verwirrt; jetzt lachte Hein Hoyer — warum lachte er, wenn nicht für sie?

Herr Svendson hatte etwas Klebriges in seinem Lachen und Klagen. König Erich hatte mit dem Einbruch in Schleswig jedermann überrascht, auch seine Gesandten. Er war verletzt, daß er in Unwissenheit gehalten war, und suchte vergeblich nach einer passenden Begründung für die Gastgeber. Unbehaglich war ihm der Tag, jedes Räuspern ließ ihn mißtrauen. Erst die Sättigung stimmte ihn um und die Müdigkeit der anderen machte sicherer. Da erhob sich Herr Svendson und sprach als ältester der Gäste, pries Hamburg und trank, daß es Freund bleibe mit seinem Lande in schwerer Zeit.

Die Herren stießen höflich mit ihm an, aber ihre Blicke wichen ihm aus; er tauschte ein Lachen mit Hein Hoyer, aber es war wie das Licht über einer Wand von Gewitter.

Dann verteilten sich die Gäste über den Garten.

Frau Karin hockte auf der Frühlingswiese und blinzelte zum Himmel. An ihrer Seite halbaufgereckt im Gras, saßen Hein Hoyer und Erik Svendson.

Die Blicke der Männer kreuzten sich. „Wird's die Stadt rühren, was geschah?" fragte Svendson plötzlich.

„Ich weiß es nicht!" log Hoyer.

Svendson haßte Krieg und Waffen. „Es wird eine kurze Fehde werden, man wird nachgeben auf beiden Seiten. Wie wär's, wenn Ihr die Holsteiner mahntet?"

„Mahnt Ihr den König?" lächelte Hoyer höflich.

„Wir wollen beide schreiben!" scherzte Svendson.

Eine Weile herrschte Schweigen.

„Wo wird König Erich haltmachen?"

„An der Schlei, vielleicht an der Eider!"

„Ihr wißt, wie weit Könige gehen!"

„Ich wußte kaum von diesem Krieg!"

Hein Hoyer lächelte zu Frau Karin herüber, holte Wein und Brunnenwasser und ließ sich wieder neben ihr nieder. Ihr Antlitz war hell überschienen.

„König Erich hat einen alten Zwist mit Schleswig!" seufzte Svendson.

„Mit den Städten nicht minder!"

„Die Städte sind klug, laßt die Rüstungen und verhandelt!"

„Ihr habt schon verhandelt, höre ich?"

„Schickt mich als Boten zu König Erich, ich werde meine besten Worte für Hamburg suchen. Oder glaubt Ihr —", er suchte nach einem vorsichtigen Ausdruck, „glaubt Ihr, daß die Stadt sich gegen König Erich zu wehren vermöchte?"

Hoyer fing den Hieb. „Ihr wißt", sagte er langsam, „daß Hamburg mit König Erich nur über den Vorort der Hansa verhandeln darf."

„Ist das Euer Ernst?" fragte Svendson schroff.

„Lübeck ist näher bei Kopenhagen, ist's Euch nicht bequemer?"

„Herr Hoyer!" drohte Svendson.

„Sprechen wir in Hamburg weiter darüber, sehr Ihr nicht, daß Eure Base schmollt?"

Der Hauptmann spielte mit Frau Karins Händen um ein Tüchlein, das sie ihm nicht lassen wollte. Er sprang täppisch auf, warf ihr die Zipfel zu und lachte, lachte wie ein Knabe, wenn sie vorbeigriff.

Der Niederländer rieb sich die Augen und richtete sich erstaunt in die Höhe. „Ulalla!" knurrte er und „oi, oi —" als er den Krummen tänzeln sah.

„Es wird Zeit!" mahnte Herr Svendson verdrossen. Er wurde nicht klug aus dem Hauptmann, vielleicht war es gut, ihm seine Launen zu lassen? Wüßte er, daß Hoyer ihn tröge — morgen würde Bekerholt sein Haupt hoch tragen. Da war Frau Karin aufgesprungen, klatschte in die Hände und lief hinter dem flüchtenden Hoyer drein. Sie war sehr behende, haschte das Tüchlein und führte ihren Gefangenen anmutig an der Kette den Herren zu.

Svendson schmunzelte über das ganze Gesicht, der Niederländer wiegte das Haupt in treuen Sorgen.

Da kam ein kurzer Pfiff und Pferdegetrappel von der Straße. Hein Hoyer war aufgesprungen und horchte, vorgebeugten Leibes. Noch einmal kam der Pfiff, dreimal von einem tiefen Ton durchbrochen. Der Hauptmann hatte sich freigenestelt, er machte eine Gebärde, ihn zu entschuldigen.

Die Herren aus Hamburg waren zufrieden und erstaunt über Hoyers Vorsicht zur Kriegszeit; es war, als röche er alle Gefahren voraus, wie hatte er nur plötzlich die Knechte herbefohlen? —

Eine Trompete rief zur Heimkehr. Die Gesichter der Herren vom Rat blieben ernst und aufgestachelt. Der Anritt der Gewappneten erinnerte zu sehr an die schlimme Zeit, die bevorstand und die doch niemand wollte. Hamburg war schwach, Krieg trommelte an den Grenzen. Wie sollte die müde Stadt sich wehren?

Der Niederländer raufte wütend den roten Backenbart und stichelte Svendson, so daß dem Zorn und Galle übers gelbliche Gesicht wechselten. Der Däne wußte, er hätte viel für sein Land erreicht, es gab manche Gruppen in Hamburg, die sich König Erich wohl gebeugt hätten, ließe er sie in halber Freiheit walten. Aber er wußte, Herr Erich haßte diese Gerechtsamen der Städte. Herr Erich wollte die Hansa mit Gewalt überrennen, selten sah der Norden ein Heer wie das seine.

Warum verhandelte Hein Hoyer nicht? Heute wär's noch Zeit. Er wartete auf ihn.

Die Nacht stieg auf, Schatten klommen in den Buschen hoch und schlangen sich den Pferden um die Füße. —

Klaas Wessel ritt vor seiner Zehnerschaft her wie früher, er ritt Hein Hoyer zur Seite. Trotz und Hilflosigkeit wechselten in ihm. Er hatte sich einst goldene Brücken zur Heimat gedacht, jetzt half er mühsam ihre Freiheit wahren. Er wußte, Krieg sichelte das reife Land, Gewalt schritt über die Felder; es galt zu halten, sei's auch nur, was Hein Hoyer errungen hatte.

„Zum Neumond wird viel Blut fallen", sagte er plötzlich.

„Blut fällt nicht vom Himmel, es haftet Schuld daran."

„Auch das Nichts kann Körper bekommen. Wie spränge sonst der Wind aus sich selbst?"

„Das Blut dieses Jahres kam aus König Erichs Haupt", grollte der Ratsmann. „Warum rieft Ihr die Zehner?" fragte Wessel und fühlte sich seltsam eins mit Hoyer in gemeinsamer Sorge.

„Ein Geier hockt am Weg, darum sandte ich Euch."

Der Wald um sie her wurde dichter, die Vorreiter zündeten Fackeln an, löschten sie aber wieder auf einen Ruf.

Hoyer prüfte den Spielmann an seiner Seite. Seine Stimme klang voll und mutig, aber sein Mund trug einen bitteren Zug; war wohl eine Stunde, da er lieber sänge. Ach, Hein Hoyers Herz möchte ihn singen hören.

„Bleibt mit einer Zehnerschaft zurück und deckt uns!" Wessel brach aus und ließ die Herren aufschließen.

Geradeaus im Wald glühte ein schmaler roter Schein, groß sprangen die Schatten unter die Wipfel und tänzelten behend in die Nacht zurück. Ein Pechsieder mit seinem Gesellen füllte die Pfannen, der Rauch von Meilern und Flözen beizte die Gesichter. Wessel sah, wie die Reiter vor ihm enger zusammendrängten; das Unheimliche der Farben stachelte die Sinne auf, der Wald dröhnte irgendwo unter Harnisch und Hufen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Tisch gegenüber.

Humoreske von Wolfgang Federau.

Sünderwald gehörte nicht zu den Zeitungshyänen. Er war Junggeselle und trotzdem keiner von denen, die einen Berg von Blättern um sich herum aufstapeln und keinen anderen herenlassen, obgleich doch auch der begabteste Mensch nicht immer mehr als eine Nummer auf einmal lesen kann. Immerhin: Wenn Sünderwald am Sonnabend: nach einer schweren und arbeitsreichen Woche, sein Kaffeehaus aufsuchte, dann gab es da vier, fünf Zeitschriften, die zu lesen ihm eine liebgewordene Gewohnheit geworden war.

Auch heute saß er so, an seinem gewohnten Tisch ,rührte mit dem Teelöffel in seinem Grogglas, nahm ab und an genießerisch einen kleinen Schluck, rauchte und blätterte zugleich in den Zeitschriften, die der Ober in der Gewißheit eines guten Trinkgeldes diensteifrig herangeschleift hatte.

Sünderwald war beinahe schon mit seiner Lektüre fertig, als ihm bewußt wurde, daß er das eine Blatt ja noch nicht gelesen habe. „Ober“, rief er und flüsterte dem Herbeieilenden seinen Wunsch zu. Der spritzte fort, irrte suchend durch das Lokal, kam bald wieder zurück.

„Dies Blatt“, sagte er mit bedauerndem Achselzucken, „wird eben gelesen. Von jener Dame dort.“

Die Blicke Sünderwalds folgten der andeutenden Handbewegung des Kellners. Wirklich, an dem Tisch gegenüber saß eine Dame und studierte das Blatt, das er suchte. Er konnte von seinem Platz aus feststellen, daß es wirklich gerade dieses Blatt war und kein anderes. ‚Schade!“ meinte Sünderwald und bestellte einen neuen Grog. „Dann muß ich eben warten.“

Der Grog kam und mit ihm eine andere Zeitung. Sünderwald las sie gleichgültig und ablehnend. Er wollte das Blatt haben, das jene Dame in der Hand hielt, deshalb brachte er den anderen Zeitungen keine Spur von Aufmerksamkeit entgegen.

Aber die Dame da drüben schien etwas schwerfälligen Geistes zu sein. „So lange kann man doch gar nicht an einem einzigen Heft lesen“, grollte Sünderwald. Ja, er vergaß sich soweit, drohend und herausfordernd auf jene Unbekannte zu blicken. „Vielleicht kann ich sie hypnotisieren“, dachte er. Vielleicht zwinge ich sie durch meinen Willen, das Blatt endlich herauszugeben.“

Nein, mit diesem seinen Willen mußte es nicht so weit her sein. Wohl hob die Dame einmal den Kopf, streifte ihn mit einem schrägen Blick — das war aber auch alles, was sie tat.

„Eigentlich eine Unverschämtheit!“ erboste sich Herr Sünderwald. „Sie tut ganz so, als hätte man das Blatt nur zu ihrer eigenen Lust bestellt. Kein bißchen Rücksicht auf die anderen Gäste nimmt sie.“ Erbittert bestellte er einen dritten Grog.

Sein Wunsch, dieses, gerade dieses Blatt zu lesen, wurde jetzt bereits zu einer fixen Idee. Hätte er sich die Sache richtig überlegt, so mußte er sich sagen, das auch in dieser Zeitschrift kaum etwas stehen würde, das für sein ferneres Leben von unbedingter Wichtigkeit wäre. Aber er war nicht mehr in einer Verfassung, solche folgerichtigen Betrachtungen anzustellen.

Immer mehr, immer heftiger verbiß er sich in seinen Zorn. „Natürlich wieder eine Frau!“ bebte er inwendig. „Ein Mann würde so etwas gar nicht fertig bringen. Aber so eine „Dame“ — er zog dies Wort in Gedanken lang und gab ihm dadurch einen verächtlichen Klang — „die kann sich sowas ja erlauben. Da ist man machtlos. Na ja, man macht immer neue Erfahrungen auf dem Gebiet.“

Er musterte sein Gegenüber nun bereits mit herausfordernder Ungezogenheit. Und plötzlich stieg ihm das Blut zu Kopf, vor Aufregung, ja ganz rot wurde er vor Empörung. „Die liest ja gar nicht“, stellte er fest. „Die hält das Blatt nur in der Hand, ohne es zu lesen. Seit zehn Minuten hat sie die Seite nicht umgewendet.“

Ein kleines Helles, das er jetzt beim Ober bestellte, gab ihm Mut. „Jetzt stehe ich einfach auf und verlange die Zeitschrift von ihr“, entschloß er sich. Ließ auch sofort dem Vorsatz die Tat folgen und erhob sich mit einem jähen Ruck.

„Endlich!“ dachte das junge Mädchen am Tisch gegenüber, als sie Herrn Sünderwald, ganz leicht schwankend, auf sich zukommen sah. Und legte erwartungsvoll die Zeitschrift auf den leeren Stuhl nebenbei.

Diese Bewegung machte alle Vorsätze Sünderwalds zunichte. Sie entwaffnete ihn mit sofortiger Wirkung „Wie hübsch das Mädel ist!“ dachte er leicht gerührt, während er sich ungeschickt verbeugte und hilflos irgendetwas Unverständliches stammelte.

Drei Minuten später saß er an ihrem Tisch . . .

Nach einer langen, langen Zeit kam der Ober. „Darf ich dies Blatt nehmen?“ fragte er zweifelnd und deutete auf die Zeitschrift, die immer noch unbeachtet auf dem Stuhl lag.

„Bitte“, sagte Herr Sünderwald mit leichtem Stirnrunzeln wegen der unerwünschten Störung. „Wir haben bestimmt kein Interesse an dem Ding, nicht wahr?“ wandte er sich an seine neue Bekannte.

„Nein, wirklich nicht“, bestätigte sie und lächelte.

Der Mann mit dem Klubsessel-Fahrrad.

Eine merkwürdige Type.

Von G. M. Beckmann.

„Ich bin bei dem von mir konstruierten Fahrrad von dem Gedanken ausgegangen, daß die bisherigen Tretomobile zu unbequem sind“, sagt Meister Kaßner, als er mit mir auf den Hof trat, um mir seine neueste „Schnellfahrmaschine“ vorzuführen.

Unbequem? Na ja, wie man's nimmt! Im Winter bei soundsoviel Grad unter Null oder bei einem Matschwetter, daß einem der Dreck nur so um die Ohren fliegt, macht es wenig Spaß, vornübergebückt auf seiner Tretkarre zu hocken und sich wie ein Schlangenbändiger zwischen den Gefahren des Asphalts hindurchzuwinden. Meister Kaßner hat die Sache ganz anders aufgezogen.

„Mein Klubsessel-Fahrrad . . .“, sagt er.

„Wieso Klubsessel-Fahrrad?“ werfe ich dazwischen.

„Das hat mein Junge so getauft“, lacht Kaßner, „sehen Sie nicht hier auf dem Hinterrad den aufmontierten bequemen Sessel?“

„Den sehe ich!“

„Na also. Nach dem hat das Rad seinen Namen gekriegt. Moment mal, ich werde mich hineinsetzen!“ Und flugs dreht Meister Kaßner die Lenkstange beiseite, so daß freier Platz zum Einsteigen entsteht, und schwingt sich in den Sattel, wie man so schön in einem Reiterroman sagen würde. Ich umkreise schweigend das Hinterrad und sehe mir die Geschichte an. Der Mann sitzt wirklich fest in seinem „Klubsessel“. Allerdings scheint mir der Sessel vorläufig auf sogenannte Normalfigur gezimmert. Ob ich mit meinem soliden Format in ihm Platz fände, wäre noch eine andere Frage. Es ist übrigens dieselbe Sache wie bei den Kleinautos, die sind auch immer nur für Liliputaner berechnet.

Interessant ist nun die Geschichte mit dem Treten. Meister Kaßner lehnt sich bequem in seinen Klubsessel zurück und streckt seine langen Beine aus. Die Füße erreichen mühelos die Pedale, und das Treten kann losgehen. Eins, zwei — eins, zwei — eins zwei . . . Immer schneller und schneller drehen sich die Räder — die übrigens mit gewöhnlichen Fahrradspeichen durchzogen sind —, Meister Kaßner biegt in einen gut gepflasterten Waldweg ein, der hinten eine leichte Biegung macht, und wie der Blitz verschwindet er mit seinem Klubsessel-Tretomobil hinter den Birkenstämmen.

Fünf Minuten später ist er wieder da und ich frage ihn: „Fährt Ihr Rad tatsächlich schneller, als ein übliches Fahrrad, oder kommt einem das nur so vor?“

„Es fährt wirklich schneller“, lautet die Antwort, „ich habe es x-mal ausprobiert. Es gibt einen französischen Rennfahrer, der heißt Fauré. Er hat sich ebenfalls so ein Rad gebaut, wie ich es habe — „Velo Var“ nennt er es —, und mit dem hat er in verschiedenen deutschen Städten wie auch in Skandinavien und Holland die bedeutendsten Rennfahrer geschlagen. Warum? Kaum weil er besser war als sie, sondern weil das „Klubsessel-Fahrrad“ die Entwicklung einer ganz anderen Kraft und vor allem auch mehr Stetigkeit in der Kraftentwicklung ermöglicht, als das alte Fahrrad, und sei es die beste Rennmaschine.“

Hm. Ich kann das nicht nachprüfen. Mag schon sein, daß es stimmt. Auf alle Fälle leuchtet mir ein, daß die Gefahr, Krampfadern zu kriegen, beim Klubsessel-Tretomobil lange nicht so groß ist, wie bei einem anderen. Man sitzt darin ja so bequem wie in einem Ballhaus-Sessel und tritt ohne Aufregung drauflos, als handle es sich um eine harmlose Verdauungsgymnastik. Fehlt nur noch, daß links und rechts vom Sessel Flaschenbehälter und Eiskühler angebracht werden, und die Fahrrad-Bar, das Neueste vom Neuesten, wäre fertig. Woran man übrigens erkennen kann, daß unsere Erfinder nur nicht genügend Geist entwickeln, sonst wären sie schon längst auf diesen großartigen Gedanken gekommen. Im Winter nimmt man Grog, im Sommer Speiseeis. Himmel, dann macht das Radfahren erst richtig Spaß!

Um nun aber wieder auf den Boden der Tatsachen zurückzukehren: ich frage den Konstrukteur des Klubsessel-Tretomobils, ob er sich mit seiner Maschine schon einmal in ein dichtes Großstadtgewirr und -Getümmel gewagt habe.

„Natürlich", antwortet Meister Kaßner, „davon habe ich doch mein gebrochenes Bein!"

„Aha!"

„Da ist gar nicht Aha zu sagen", meint Freund Kaßner, „ich war schuldlos daran. An einem schönen Sommermorgen gondelte ich los, mitten in die Großstadt hinein. Es ging auch ganz gut — wenigstens zu Anfang. Aber kaum war ich zehn Minuten mitten im Strudel der Autos, Straßenbahnen, Fuhrwerke, anderen Fahrräder, Autobusse usw., als auch schon alle Leute auf der Straße stehen blieben und mit offenem Munde mein neues Tretomobil anstaunten. Bei der Gelegenheit lief ein Fußgänger geradewegs in ein Auto, der Wagenlenker gab wie der Teufel Druck auf die Vierradbremse, aber da es auf dem Asphalt spiegelglatt war, geriet der Wagen ins Schleudern und ich flog mit meinem Klubsesseltreter gegen den nächsten Kantstein."

„Hätten Sie sich nicht durch plötzliches Abspringen retten können?" frage ich.

„Eben nicht", erklärt Meister Kaßner, „das Ganze geschah so plötzlich, daß ich beim Bremsen nicht herausspringen konnte. Aber auch das hatte sein Gutes, denn auf dem Krankenlager kam mir, als ich darüber nachsann, der Einfall, zwei mechanische Stützen an den Rädern einzubauen, die von oben bedient werden, und, wie Sie sehen, kann man das Rad nunmehr bremsen, ohne abspringen zu müssen. Man bleibt ruhig sitzen, wie im Automobil. Beim Wiederanfahren drücke ich die Stützen von oben her wieder ab, und das Treten geht von neuem los. Einfache Sache!"

Gewiß, einfache Sache, aber sie soll immerhin erst erfunden sein. Ob das Klubsessel-Fahrrad einmal Allgemeingut wird? Man weiß es nicht. Vorläufig ist es noch die Privatliebhaberei eines Einzelnen, und dieser Einzelne schwört allerdings Bomben und Granaten auf seine Konstruktion. Warten wir ab . . .



Insulin aus Zwiebeln?

Bekanntlich besteht auch bei den Pflanzen ein Zuckerstoffwechsel, da sie nicht allein Stärke, sondern auch verschiedene Zuckerarten aufzuspeichern und nach Bedarf wieder zu verbrauchen pflegen. Es lag daher, nachdem einmal das Hormon Insulin entdeckt worden war, nahe, auch in der Pflanzenwelt nach einem ähnlich wirkenden Stoffe zu suchen. Dafür, daß ein solcher zum wenigsten in bestimmten Pflanzen vorkommt, sprach auch die Tatsache, daß manche Abkochungen z. B. von Heidelbeerkräutern oder Zwiebeln, im Volke als heilkräftig gegen die Zuckerkrankheit angesehen werden. Schon vor längerer Zeit hat man denn auch gefunden, daß Extrakte aus bestimmten Pflanzen eine Senkung des Blutzuckers herbeizuführen geeignet sind. Diese als Glukokinine bekannten Extrakte zeigten gegenüber dem Insulin, das dem Körper bekanntlich nur mittels Einspritzungen zugeführt werden kann, den großen Vorteil, daß sie vom Darm aus wirken; da man sie aber nicht zu isolieren vermochte, gerieten sie mit der Zeit wieder in Vergessenheit. Neuerdings hat indessen der Forscher Laland der interessanten Frage von neuem seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er vermochte aus Zwiebeln einen kristallisierten Stoff zu gewinnen, der, wenn auch nicht für sich allein, doch in Verbindung mit anderen für sich ebenfalls wirkungslosen schwefelhaltigen Anteilen des Extraktes eine Senkung des Blutzuckers bewirkt. So weit sich bislang erkennen läßt, scheint es sich bei dem erwähnten, insulinartigen Stoffe um ein Alkaloid zu handeln. Auf die weitere Entwicklung des interessanten Problems darf man gespannt sein.

Der Eisengehalt des Blutes.

Die Zellen unseres Körpers erhalten bekanntlich den nötigen Sauerstoff nicht unmittelbar aus der Luft, sondern auf dem Umwege über die roten Blutkörperchen. Diese nehmen aus der Lunge den darin vorgefundenen Luftsauerstoff auf und befördern ihn auf ihrem Wege durch den Blutkreislauf an alle Teile des Körpers. Befähigt werden sie für diese Aufgabe durch ihren Hämoglobingehalt, einen Stoff, der ein scharlachrotes Aussehen zeigt, wenn er mit Sauerstoff gesättigt ist, während er andernfalls purpurrot aussieht. Ein unerläßlicher Bestandteil des Hämoglobins ist das Eisen, das daher bei unserer Nahrungsaufnahme eine wichtige Rolle spielt. Die Forscher Sachs, Levin und Appelsis haben durch neue Messungen den Eisengehalt des Bluts nachgeprüft und dabei gefunden daß er beim Manne 0.069 Gramm auf ein Liter beträgt, während er beim weiblichen Geschlecht um 16 v. H. geringer ist.

Lob des schwarzen Rettichs.

Über die wohltätige Wirkung des Rettichs berichtete kürzlich Schrader-Frankfurt am Main. Die an 250 Kranken vorgenommenen Beobachtungen ergaben eine Steigerung der Gallen- und Harnabsonderung sowie eine Anregung der entgiftenden Tätigkeit des Lebergewebes. Am besten bewährte sich der schwarze Rettich bei Erkrankungen der Leber-Gallenwege.



Kleiner Irrtum.

„Großpapa hat einen komischen Geschmack, er ißt sogar Schnupftabak."

„Wie kommst du denn darauf?"

„Er hat gesagt, Schnupftabak gehöre für ihn zum täglichen Brot."

Kennzeichen.

„Mutti, Hans hat das Gedächtnis verloren."

„Warum?"

„Er hat sich zweimal die Hände gewaschen."

Nervös.

„Warum haben Sie denn immer Watte in den Ohren, Herr Professor?"

„Das will ich Ihnen anvertrauen! Ich habe nämlich die Gewohnheit, mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln, und das kann ich nicht mit anhören!"

Die Falle.

„Ich habe meiner Frau eine Falle gestellt."

„Ach, wo denn?"

„Im Keller, gegen Mäuse."

Erbübel.

„Ihr Neffe hat sich nach dreimonatiger Ehe wieder scheiden lassen?"

„Das alte Lied. Alles fängt der Bengel an, nichts führt er durch."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.